

# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Wittbauer.

248

Dienstag, den 13. December 1842.

Eine wirkliche Begebenheit in London.

(S c h l u ß.)

Tags darauf blieb der junge Mann aus. Wenigstens verging die Stunde, wo er eine französische Semmel zu holen pflegte, ohne daß er kam. Mit einem Herzen voll Angst und Liebe folgten Marien's Augen dem Weiser an der Ladenuhr, denn der Vater hatte gesagt, sobald Jener in den Laden käme, wolle er eine Erklärung mit ihm haben. Ein Gemisch von Empfindungen durchkreuzte ihre Brust. Jetzt trauerte sie über die getäuschte Hoffnung, dann freute sie sich des Aufschubes. Endlich trat der Vater mit Hut und Stock aus der Schreibstube. Er hatte in der City zu thun, und konnte länger nicht warten. Das Herz sank Marien, als sie ihn in einen Omnibus steigen sah, und ungefähr eine halbe Stunde später ließ sie das Bisquit fallen, das sie Jemand reichen wollte, denn der junge Mann stand in der Straße, nahe am Fenster, die Augen fest auf sie gerichtet. Ihre Pulse flogen bey dem Gedanken, daß er in nächster Minute ihr gegenüberstehe, sie den Klang seiner Stimme hören werde. Doch warum zögerte er? Der Laden war leer. Sah er, was sie bewegte, ahnte er, was ihr Vater gesagt? Sie faßte Muth, und blickte ihn an. Aber seine sorgenvolle Miene und seine eingesunkenen Augen zeigten von tieferem Kummer, als dem eines zwischen Hoffnung und Furcht bangenden Herzens. Auch hatte ihr Blick kaum dem seinigen begegnet, als er, statt in den Laden zu kommen, sich wendete, und die Straße hinabeilte. Gleich nachher ging James durch den Laden, den Brotkorb über der Schulter, und obgleich Marie das für eine Zufälligkeit halten mußte, fühlte sie sich doch kalt überrieselt, als sie ihn mit langen Schritten dem Fremden folgen sah.

Die Zeit hatte für Marien Bley. Sie verrichtete, was es im Laden zu thun gab, aber es würde ihr unmöglich gewesen seyn, zu sagen, was sie gethan. Dazu kam, daß das Wetter sich änderte. Der blanke Sonnenschein, der den Morgen vergoldet, barg sich hinter dunkeln Wolken und es fing an zu regnen. Die arme Marie wurde so traurig und niedergeschlagen, daß sie mehr als einmal den Vorsatz faßte, ihren Vater aufzusuchen. Beschied sie sich dann aber, daß das nicht bloß vergeblich seyn würde, sondern sie auch den Laden nicht verlassen könne, rollten die hellen Thränen ihr über die Backen. Endlich

Kam der Vater. Kaum hatte Marie ihm den nassen Hut aus der Hand genommen, so trat James ein und rief lachend: „Hab mir's immer gedacht, der junge Musje hält sich eine Mamsell!“

Der ehrliche Bäcker war kaum weniger erschrocken, als seine Tochter. Er tadelte sich wegen seiner Voreiligkeit, und überhäufte den Unbekannten mit Vorwürfen. „Junger Bösewicht!“ rief er zornig, „hieher zu kommen, und Glend in mein glückliches Haus zu bringen, und das, nachdem ich so freygebig gegen ihn gewesen, und so viel für ihn thun wollte!“ Als jedoch die erste Hitze verflogen, mußte er sich gestehen, daß, wenn Jemand zu tadeln sey, ihn selbst der härtere Tadel treffe. Der junge Mann hatte ja mit Marien nie von Liebe gesprochen, und was seine Blicke betraf, so war es mindestens möglich, daß sie der künstlerischen Bewunderung ihrer Schönheit gegolten. Jedenfalls, sagte sich der Bäcker, sey es unbillig, Jemand wegen seiner Blicke zu verurtheilen. „Und doch,“ monologisirte er weiter, „hab' ich mein Lebetag nichts gesehen, das mehr wie Liebe ausseh. Ich möchte es geradehin unmöglich glauben, daß ich mich geirrt. Eher nehme ich an, daß James im Irrthume ist; er war von jeher ein dummer einfältiger Bursche. Ich will ihn ausfragen, und mich dann weiter erkundigen.“

Mit diesem Entschlusse ging der Bäcker zu seiner Tochter. Er verschwieg, was er vorhatte, und bat sie, auf ihrem Zimmer zu bleiben, indem James den Laden versorgen solle. Marie willigte gern ein, denn schon der Gedanke, einem Fremden unter die Augen zu treten, war ihr fürchterlich. Sie bildete sich ein, Jeder müsse auf ihrem Gesichte die thörichte Hoffnung lesen, die ihr Herz erfüllte, und die sie bitter bereute.

Sobald der Bäcker von seinem Gesellen gehört, daß der Unbekannte in einem gemeinen Logirhause wohne, nahm er den Weg dahin, trat nahebey in eine Schenkstube, und fragte, wer Alles dort logire. Der Wirth, dessen Hauptvergnügen es war, seine Nachbarn zu beobachten, erzählte treulich, was er in dieser Beziehung wußte, und nachdem er jeder Person, die er nannte, mehr oder weniger Scandal angehängt, fuhr er fort: „Ganz oben unterm Dache wohnt ein Schotte mit einer — nun ja, mit der Dame, die Jedermann für das hält, was sie wahrscheinlich ist, obgleich Keiner sie gesehen hat. Sie kam in einem Miethwagen, und war in Tücher und Mäntel und Schleyer so verpackt, daß Niemand wegstreifen konnte, ob sie jung oder alt, hübsch oder häßlich. Zu ihrem Frühstück hat sie allemal Kaffeh und eine französische Semmel, die der junge Mensch selbst nach Hause holt. Beym Frühstück sitzt sie im vordern Zimmer, und inzwischen macht das Stubenmädchen das Bett. Mehr als einmal habe ich dem dummen Dinge gesagt, ich müsse mich doch sehr wundern, daß sie gar nichts erfahren könne. Aber die Sache ist, der Schotte bewahrt seine Charmante wie ein Kettenhund, und so oft auch Susanne versucht hat, Beyde beym Frühstück zu überraschen, — kaum hat sie angeklopft, so wird inwendig aufgeriegelt, der junge Mensch prallt heraus und macht die Thür hinter sich zu. Und wenn er ausgeht, so schließt er die arme Person ein und nimmt den Schlüssel mit. Das muß einen Haken haben. Hinter so viel Geheimnißkrämerey kann nichts Gutes stecken.“

Der Bäcker bezahlte das Glas Porter, das er nur halb getrunken, und ging langsam heim, wohl zwanzigmal die letzten Worte des Schenkwrthes wiederholend: „Hinter so viel Geheimnißkrämerey kann nichts Gutes stecken.“

Denn wie laut auch in seinem Innern eine Stimme zu Gunsten des Schotten sprach, er konnte sich doch nicht bergen, daß der Schein wider ihn sey. In solchen Betrachtungen war er nahe vor seinem Hause, als er eine Scene erblickte, die ihn fast zweifeln machte, ob das sein Haus sey. Ein dichter Menschenknäuel schob sich gegen den Eingang; mit Rücken, Fäusten und Ellbogen wurde gedrängt, geschuppt, gestoßen, und während Hunderte schrien und fluchten, riefen Andere nach Polizey. Ein Polizeydiener kam, ein starker, stämmiger Mann, und wie dieser sich Bahn brach, folgte der Bäcker. Was dieser jetzt im Laden erblickte, bedurfte keiner Erklärung. Der Schotte saß auf einem Stuhle, niedergebeugt auf den Ladentisch, die Hände vorm Gesicht. James schwang triumphirend eine französische Semmel, die, wie er behauptete, der Fremde gestohlen und er ihm abgejagt.

Des Bäckers Ankunft verwandelte die Scene. Er sagte dem Polizeydiener, der Vorfall beruhe auf einem Irrthume, bat ihn, den Volkshaufen zu zerstreuen, und ersuchte den jungen, heftig weinenden Mann, ihm in die Schreibstube zu folgen. Dieser that es, und tief ergriffen von der Güte des Bäckers, erzählte er in kurzen Worten seine Geschichte. Seine Mutter, die aus vornehmem schottischen Hause, hatte unter ihrem Stande geheirathet, ihr Gemahl, um den Wechsel der Verhältnisse ihr minder fühlbar zu machen, über sein Einkommen gelebt, und bey seinem Tode ihr wenig mehr hinterlassen, als den einzigen Sohn. Von ihrer Familie verstoßen, und zum Bitten zu stolz, war die Witwe mit ihrem Sohne nach London gegangen, wo er eine Ausstellung suchen sollte. Hoffnungen waren erregt und getäuscht, die Mutter krank, der Sohn von der Verzweiflung bitterster Armuth zu einem Schritte getrieben worden, der ohne die Vermittlung des Bäckers ihn fürs Leben gebrandmarkt haben müßte.

Der ehrliche Bäcker schüttelte ihm gerührt die Hand, und drang ihm zur Bestreitung der nöthigsten Bedürfnisse unter dem Titel eines Darlehens eine kleine Geldsumme auf. Aber schon vier Wochen später hatte er seiner Tochter unweit London ein hübsches Landhaus gekauft, und derselbe Tag, der dem jungen Schotten eine Ausstellung brachte, war der Vorabend ihrer Verbindung. Wenige Monate nachher legten sie die Mutter in den Sarg, und nachdem der Bäcker einen Enkel aus der Taufe gehoben, schloß auch er die Augen. W. S.

### Palimpsest \*).

Einem veränderten Freunde.

Sonett.

„Geschrieb'ne Schätze aus vergang'nen Tagen,  
Mit denen spät're Zeiten Unbill trieben,  
Da ihre Hände drüber Schlechtes schrieben, —“  
Du kennst vom Palimpsest die trüben Klagen.

\*) Dieser Kunstausdruck bezeichnet, wie bekannt, eine antike Handschrift, welche in späteren Zeiten wieder überschrieben, dadurch entstellt oder ganz unkenntlich gemacht wurde.

Dich selber hört' ich oft mit Behmuth sagen:  
 „Entstellte Blätter, die wir dennoch lieben!  
 Ach, wäre hier die alte Schrift geliebet,  
 Die Worte, die einst unbedeckt hier lagen!“

— Nun magst du meinem Blick und Wort vergeben:  
 Mir dünkt ein solches Blatt dein eignes Leben,  
 Wo neue Zeit die alte überdeckt.

Dein einstig Ich, dein altes liebes Wesen,  
 Raum kann ich unterm Firniß mehr es lesen,  
 Der, als ich ihn erblickt, mich leise schreckte.

R. A. Kaltenbrunner.

### Die Folgen der allzugroßen Klugheit.

(Bruchstück aus dem Tagebuche eines amerikanischen Touristen.)

Ich hatte eine Vergnügungsreise unternommen, und einen ansehnlichen Theil der Union bereits durchzogen. Statt mich jedoch auf dem Dampfboote nach Neu-Braunschweig einzuschiffen, was meine ursprüngliche Absicht gewesen war, ließ ich mich von Hrn. Slick bereden, ihn nach Horton zu begleiten. (Hier unterbricht mich ein Leser mit der Frage: Wer ist dieser Hr. Slick? — Antwort: Mein Freund und ein Original.) Erwähnter Hr. Slick versicherte mich also, ich würde auf dem Wege dahin die größten Naturschönheiten sehen, deren die Welt sich berühmen könne. Es waren aber keineswegs diese seine Versicherungen, die mich bestimmten ihn zu begleiten, sondern einzig und allein der Wunsch, noch einige Tage in Gesellschaft dieses höchst originellen Mannes zu verleben.

Man denke sich folglich meine freudige Überraschung, als ich fand, daß Hr. Slick statt zu viel, was gewöhnlich sein Fall war, zu wenig versprochen hatte. In der That! eine Scene von so bezaubernder Schönheit zu erblicken, darauf war ich nicht vorbereitet. Ich hatte zu verschiedenen Epochen meines Lebens einen guten Theil Europa's und Amerika's durchwandert, aber ich hatte noch nichts gesehen, das den Umgegenden von Minas, dem See gleichen Namens und dem Berge Denson auch nur nahe gekommen wäre. Ich will es nicht versuchen, diese herrliche Landschaft zu schildern, und halte mich auch keineswegs für jenen zweyten Walter Scott, der allein dieß vermöchte. Ich begnüge mich damit, den Touristen in Amerika einen kleinen Absteher nach dem Densonberge hiermit anzuempfehlen. „Wer Paris nicht sah, der hat nichts gesehen,“ sagt ein Sprichwort. Ein Freund der Natur, der unser Festland bereist, und der nicht einige Tage an den Ufern dieses Feensees zubringt, geht unachtsam an einer der größten Zierden der neuen Welt vorüber.

In diesem kleinen Wasserbecken kann die seltene Naturerscheinung einer Ebbe und Flut beobachtet werden, und meines Wissens findet ein solches Phänomen nur noch in einem zweyten See (im kaspischen Meere) Statt. Auch der Naturforscher und der Mineralogist finden hier reichliche Ausbeute. Die Gegend hat überdieß den Reiz der Neuheit für sich. Sie ist so viel wie gar nicht bekannt, da sie von jedem bedeutenden Straßenzuge zu sehr entfernt liegt. Aber wie lange wird dieß währen, in unsern Tagen des Dampfes und des atmosphärischen Druckes? Schon höre ich im Geiste das infernabile Pfeifen eines Locomotives diese stillen Thäler und Berge aufschrecken. — Während ich in dieser Weise fortstimulirte, zog Hr. Slick meine Aufmerksamkeit wieder auf die Außenwelt. —

„Sehen Sie einmal hierher!“ rief Hr. Slick plötzlich aus. Ich blickte empor — ein nettes Häuschen stand in einiger Entfernung von uns neben der Straße, von hohen Bäumen malerisch überwachsen.

„Betrachten Sie doch diesen Menschen hier,“ fuhr Hr. Slick fort. „Die Nachbarn kennen ihn unter den Namen Bill Dill Mill. Hier sitzt er unter der Thüre, mit seiner Sonntagsjacke angethan, und faullenzet. Doch nein! Er arbeitet! Bemerken Sie nicht, wie er mit einem Messer Kartoffeln schneidet, und die Schweine damit füttert?“

„Ich sehe eben nichts Außerordentliches an dem Manne,“ entgegnete ich.

„Nichts Außerordentliches? — Freundchen! Er besitzt das Renommée, auf 50 Meilen in der Runde der klügste Mann zu seyn! — Sehen Sie dort auch seine Frau, wie sie auf dem Grase sitzt, von Zeit zu Zeit den Mund aufsperrt, und ihren traurigen Mann betrachtet? — Ist sie nicht ein himmlisches Wesen? Jeder Zoll eine Grazie? Blicken Sie doch hin! — Ein schöner, kräftiger Schlag Menschen hier zu Lande! Wahrhaftig, diese kleine Provinz übertrifft ganz Amerika, was den Artikel Mädchen anbelangt. Ich habe schon verzweifelt hübsche Exemplare hier gesehen! — Aber trotz der Schönheit seiner Frau ist Bill Dill Mill ein unglücklicher Mann! In diesen Wäldern leben zu müssen — ohne Beschäftigung für den Geist — und mit einem Weibe, die nichts zu thun und weniaer noch zu sagen hat — welche Situation für einen Mann wie Bill Dill Mill! Er kann unmöglich den ganzen Tag tändeln mit seiner Frau. Wer zum Henker möchte sein Daseyn fristen bloß mit Zuckerkand? Ich wäre es nicht im Stande. Honig zum Exempel esse ich sehr gerne, aber nur von Zeit zu Zeit. Essig ist lange nicht so ekelhaft; er reizt wenigstens.“ —

„Warum arbeitet dieser Mann nicht, wenn er sich langweilt?“ unterbrach ich die Rhapsodien des Hrn. Slick.

„Sie könnten mich eben so gut fragen, warum ich nicht Präsident bin. — Er kann nicht arbeiten, Freundchen; er ist zu klug!“

„Zu klug? das verstehe ich nicht!“

„Hierin liegt eben der Spas. Bill Dill Mill hat sich überzeugt, daß er für die Welt zu klug sey; das ärgert ihn, und er wird sich darüber noch zu Tode grämen. Seit jener unglücklichen Entdeckung magert er zusehends ab, so daß ich fürchte, er wird bald gar keinen Schatten mehr werfen. Er ist ein Kerlchen, von dem die Leute saagen, er sey beynahе um die Hälfte zu klug. Aber das macht der Zeitgeist. Mächtig schreiten — ich möchte beynahе sagen — laufen die Zeiten vorwärts, und das Nemliche thun auch wir Menschen!“

(Der Schluß folgt.)

### Henri Wieurtemp's.

Beynahе von Stufe zu Stufe sind wir seiner Entwicklung gefolgt. Da er Knabe noch, haben wir seine vorausseilende Virtuosität bewundert; dem Jünglinge nah, uns an seinem kühnern Fluge erfreut; jetzt erst, nach einem Zwischenraume von 5 Jahren, da er männlicher gereift, und eben im Schwerpunkte aller seiner künstlerischen Mittel, sind wir in der Lage, den Vollgehalt seiner errungenen Künstler-schaft mit sicherem Maße zu messen. Wir thun es gewissenhaft und sonder Rückhalt.

Wieurtemp's darf unstreitig den ersten Violinvirtuosen des Tages bezählet werden. Ohne all die verschiedenartigen mechanischen Schwierigkeiten dieses Instrumentes hier nahmhast zu machen, erhöht noch durch die blendenden Acquisi-tionen unserer so bravourgesegneten Zeit, sey bloß erwähnt, daß er sie nicht nur tabellos zu überwinden verstehe, sondern auch bemüht ist, ihre Summe durch eigene, interessante Combinationen zu vergrößern — worunter ich jedoch weder die gehäuftesten chromatischen Claviergänge, die stets etwas Winselndes an sich haben, noch die den Unkundigen verblüffenden Ewigkeitsstriller gezählet wissen will. Wieurtemp's ist aus der Schule Berio's hervorgegangen, und alle Welt weiß, welche Mannigfaltig-

keit des Bogens, welche Reinheit und Tonschmelz, welche Lieblichkeit, Eleganz und Rundung das Spiel dieses Cyphoren der belgischen Violinvirtuosen bezeichnen, dieses großen Detailspielers, dessen ganze siegende Gewalt im Zauberworte „Gefallen“ enthalten liegt. So *Vieurtempys*, der den Tendenzen dieser Lehre treu geblieben, dergestalt zwar, daß nur kurzes Anhören den Aufmerkamen überzeugt, es habe weder Temperament, Eigenthümlichkeit noch höher strebende Kunstanschauung irgend eine besondere Abweichung von derselben bey ihm bewirkt. Wo es darauf ankommt, durch regelrechte, liebliche und geschmackvolle Darstellung den Sinnen zu schmelzeln, die Aufmerksamkeit durch allerliebste Details, durch pikante Mignon-Überraschungen zu fesseln, da wird denn auch solch ein Spiel, ganz übereinstimmend mit dem angenehmen singenden Ton, Vergnügen erwecken, ja die bedeutend entwickelte Spielfertigkeit auch stellenweise Bewunderung anregen. Man setzt sich gleichsam in einer schönen mondhellten Nacht mit dem Künstler in einen Kahn, und überläßt sich halb träumend dem schaukelnden Flutenspielen, gar lieblich umkost von holden Abendlüstchen, nur selten von einer etwas höher gehenden Welle gestört. Es ist nichts als billig, daß dieses kleine, doch reizende Genre der Kunst, in welchem uns Poesie und Malerei so gar liebe Werke geboten haben, auch in der musikalischen Virtuosität repräsentirt werde, und ist *Veriot* gleich der vollendetste Meister desselben, so wird man nur gerecht seyn, einem so trefflichen Meisterschüler als *Vieurtempys* den nächsten Ehrenplatz dießfalls anzuweisen.

Manche pomphafte That dünk mir übrigens der Natur dieses Vortrages wenig angemessen. Riesig einerschreitende, herausfordernde Ritornelle, welchen die niedliche Sängerin nicht imponirend genug antworten kann. Ein ermüdend langes, verhängnißvolles Schweigen vor jedem Einsatze des Solo, ein symbolisches „Merkt auf!“ als sollten die unerhörtesten Weltwunder darauf folgen u. A. m.

Wir müssen bey dieser Gelegenheit eines Vorzuges erwähnen, der die Schätzung *Vieurtempys* um ein Bedeutendes erhöht. Nicht eben häufig schmückt den jungen Künstler der Doppelkranz der Virtuosität und der Composition zugleich. Die Musen bleiben nun einmal Frauen, sogar wenn sie im Olymp wohnen; verschwenderisch — haushälterisch — nach Laune. *Vieurtempys* hat aber das Glück ihr Günstling zu seyn, gleichwie auch Göttinn Fama ihn protegirt. Er bewährte schon früh ein schönes Compositionstalent. Sein höchst heysfällig vorgetragenes, neuestes *E-dur* Concert gleicht einer üppigen, romantischen Landschaft, deren Mittelpunkt eine reizend sprudelnde Cascade bildet. So seine schön getragene Principalstimme, um die bald dienend, bald dominirend das stets bewegte Orchester einherstutet. Nur dem ersten Satz wäre bey seiner frischen Eigenthümlichkeit mehr Einheit und Gedrungenheit zu wünschen. Auf die uns zum Schlusse vorgeführte: „*Sentimentale*“ wird der begabte Künstler hoffentlich selbst eben so wenig Werth legen, als wir. Es ist eine gewöhnliche Opernfokette, deren blasirte Empfindsamkeit ganz und gar nicht erobernder Natur ist. —

Haben wir nun den reichen Talenten *Vieurtempys* alle ihnen gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen, so müssen wir offen bekennen, daß er den großen Erwartungen, welche seine ehemaligen Wunderknaben-Leistungen und sein jetziger Ruf anregten, nicht ganz und völlig entsprochen hat. Was ist aber auch im Grunde ein Wunderkind, selbst wenn es noch so verrückt macht, ein Ruf, wenn er noch so hausbacken durch die Lande schmettert? Wunderkinder sind fast allemal fantastische Morgengewölke; je höher die Lebenssonne heraufsteigt, desto blässer wird ihr Purpurglanz. Und der Ruf? Je nun der Ruf ist ein stark girirter Wechselbrief, den eine

Stadt für Baareß annimmt, die andere wieder nicht. In unsern Tagen aber, meine ich, wo mehr denn je die Virtuosität stolz ihr Haupt erhebt, darf, soll man fogar die Forderungen an sie schärfen. Sie, die so häufig mit gefüllten Taschen, prunkenden Ordensbändern, glänzenden Titeln und dem *Passe partout* der Berühmtheit fast herablassend auf die zurückgedrängte Schaar der timiden Musiker schauet, die sich bloß mit dem armseligen — Schaffen befassen, dafür aber auch mit dem „Poeten“ Schiller's bloß auf olympische Tafelfreuden angewiesen sind! In unsern Tagen, meine ich, wo selbst Industrie und Geist stets auf einem Platze stehen, werden wir doch wohl auch von der praktischen Kunstproduction Durchgeiffigung fordern dürfen? Jetzt, wo mit Recht an den Pfeilern des bloß Formellen in der Tonkunst mächtig gerüttelt wird, müssen Geist und Seele die kolossalen Aufgipfungen der Technik durchdrungen haben, sollen sie nicht als leblose Massen in ihr ursprüngliches Nichts zerfallen. Mannigfaltigkeit herrsche in der Darstellung; Reichthum sey mit Einfachheit, Größe mit Zartheit, Kraft mit Schmelz gepaart. Ohne gerade in jene hyperromantische Verückung zu verfallen, die den Himmel mitsamt seiner dichten Sternenvelt mitten durchzumusciren wähnt, sey der höhere Virtuose von schönen poetischen Ideen beseelt, die ihre Himmelsfunken in die Brust der Zuhörer werfen, das magische Band knüpfend zwischen Beyden. Ein edler Enthusiasmus schwellt ihm den Busen, den ganzen Kreis des Schönen der Tonwelt einzuverleiben, die in sein kleines Instrument gebannt ist. Der Natur lausche er ihre Zephyre ab, ihr Vachesmurmeln, ihr Blätterrauschen; aber auch ihre Orkane, ihr aufgepeitschtes Wogengebrause. Der Menschenbrust leise Gebethe male er, ihre stillen Seufzer, ihre Schwermuthstöne; aber auch ihr süßes Liebeslied, ihre Leidenschaftskämpfe, ihren Freudejubel. Alles gehört dem großen Bilderschatze des Künstlers, wenn er nur will. Allein sein Gemüth muß reizbar, empfänglich seyn, soll die Sonne des Seelen- und Außenlebens die bildenden Strahlen darauf fallen lassen. Wahrhaft, große Virtuosen, denen es nicht bloß um parfümirte Musik, um süß zunickeendes „Gefallen“ zu thun war, deren Herz für das Große, Schöne, Kräftige feurig schlug, haben uns dies nur zu deutlich bewiesen. —

Ich frage aber, was ist von allem dem der Antheil *Bieurtemps*? Besitzt er gefühlglühende Mannigfaltigkeit, poetische Subjectivität, wallende Begeisterung? Sucht sein Spiel den Weg zum Innern? Nührt, erhebt, ergreift es? Etwas weniger noch: ist der Ton quellend, die Phrase rethorisch vollendet, der Rhythmus beschwingt, die Bravour sprühend genug? Wohlgemerkt, ich frage eben bey *Bieurtemps* so, von dem man ja *Aufserordentliches* erwartete, und antworte darauf mit wahren Bedauern — „Nein.“ Sein Spiel ist kalt, kleinlich nuancirt, und schwunglos bis zum Lethargischen fast. Man möchte dem zweyundzwanzigjährigen Jüngling, der im Zenith seiner Kunst, im Frühsommer seines Lebens stehend, mit flammendem Bogen spielen sollte, etwas von den Prometheusgluten des ehrwürdigen Künstlergreises *Kaufmann* mittheilen, dessen Tonmaschinen verhältnißmäßig raschere Lebenspulse entwickeln. Mit der Weichheit, Zartheit und Lieblichkeit allein, obwohl sie allerdings wesentliche Eigenschaften des vollendet Schönen sind, ist es bey uns nicht abgethan. Wir fühlen lebhaft, süßlich; unsere Phantasie, unser Gemüth will beschäftigt seyn und das Äußere soll nicht jubeln, wenn das Innere leer ausgeht. Auch wissen wir die Bedingungen des großen Concertspieles, wo Massen bewegt seyn wollen, von jenen des Salonspieles wohl zu unterscheiden, fordern daher im ersten Falle von der Violine, die ihrem Ursprunge nach mehr als irgend ein anderes Instrument „Italienerinn“ ist, großartiges Gefanges- und Gefühlsleben in gleichem Grade.

Schließlich räume ich sehr gerne ein, daß die ganze Spielweise *Bien-temps*, mit allen ihren unlängbaren reellen Vorzügen und Mängeln, mit ihrer lieblichen Grandesse und ihrem noblen Phlegma in kleineren Räumen an Größe des Eindruckes in dem Grade gewinnen mag, als sie in größeren daran verliert. Die Devise aber dieses Styles, des *Veriot'schen* überhaupt, die französische Kunstregel:

„La douceur et la grace sont des moyens, qu'il faut habituellement employer pour emouvoir et persuader“

behagt mir weder hier noch dort. Sie paßt weit besser zum Wahlspruche eines liebeserfahrenen girrenden Ritters. Ein Virtuose aber ist kein Seladon und ein Publicum keine Schöne.

Carl Runt.

## N o t i z e n b l a t t.

Goethe's Haus in Weimar soll allerdings von Seite des deutschen Bundes angekauft und fortan als ein Nationaldenkmal beachtet werden, wie wir bereits in mehreren Zeitblättern gelesen haben. Es soll aber völlig grundlos seyn, daß die Angehörigen und Erben des großen Deutschen den Kauffchilling auf die namhafte Summe von 350,000 Thaler gesetzt; wie wir wenigstens vernehmen, soll diese mährische Frage noch gar nicht gestellt worden seyn, und überdieß bleibe es den Erben und Verwandten des Dichtersfürsten auch nach geschahem Verkaufe frey gestellt, dieses denkwürdige Haus wie bisher zu bewohnen, indem man daran keine wesentliche Veränderung vornehmen werde.

9.

Eine neue *Rafflesia*. Die in der Botanik so hochbekannte Riesenblume *Rafflesia Arnoldi*, welche an sich eine Schmarozgerpflanze ist, wurde bisher (seit 1818) nur auf Java und Sumatra, und am größten und schönsten unter dem Äquator gefunden, wo sie einen Durchmesser von beynähe 3 Fuß und ein Gewicht von 15 Pfund erreichen soll. Nun wird uns aber durch die *Annals and Magazine of Natural history*, July 1842, berichtet, daß man auch auf der Insel Manilla, die größte des Luzonarchipels, eine ganz neue Species der *Rafflesia* gefunden habe, welche zwar nur 2 $\frac{1}{2}$  Fuß Knospendurchmesser hat, aber mit der malayischen um den Preis der Schönheit streitet, und jedenfalls eine erfreuliche Erscheinung für Blumenisten ist.

28.

Hr. Whitfield, der brittische Botaniker, ist schon fünf und zwanzig Jahre lang auf der Wanderschaft begriffen, und hat sonach alle Zonen und fast alle Winkel der Erde durchpilgert. Die Resultate seiner gelehrten Forschungen sollen für die Wissenschaft überaus erheblich seyn, da er nicht bloß Botaniker, sondern auch Zoolog und Geolog — überhaupt Physiker war. In den letzten paar Jahren reiste er an Gräfen und Kosten des edlen Grafen von Derby, der bekanntlich ein leidenschaftlicher Naturhistoriker ist, vortreffliche Sammlungen hat, und auch eine reiche Messagerie unterhält. Kürzlich ist Dr. Whitfield aus Afrika nach England zurückgekehrt, und die Pflanzen und Thiere, welche er diesmal wieder mitgebracht, sollen einen beträchtlichen Zuwachs zu den Schätzen seines Mäcens machen.

9.